

Nr. 154. Bromberg, den 24. Juli 1928.

Sohr der Knecht

ROMAN VON ARNO FRANZ

(4. Fortsetzung.) ——

Va banque spielten sie alle, und da saß einer auf Finkenschlag, der mogelte. Und bemogelte eine Frau.

Pfui Deiwel, so ein Strolch.

„Tante Aemely," rief Claus und winkte einer Dame zu, die an einer Wegbiegung stand.

Es war Kadens Frau, eine kleine zierliche Dame mit leichtergrautem Haar und einem feinen Aristokratengesicht. Die beiden Männer hatten sie nicht erkannt, so vertieft waren sie in ihre Gedanken.

Mit einem Ruck hielt Sohr an. Und Kaden machte vom Sitze aus bekannt.

„Ich darf wohl um Mitfahrt bitten," sagte sie und setzte sich zu Claus, der sie gleich zu umhalsen und zu küssen begann, denn Frau Aemely war auch eine von denen, die er „schrecklich" gern hatte. — —

Als es wieder ans Heimfahren gehen sollte, hatte es sich Claus nicht verwinden können, den Onkel zu bitten: „Zeig' uns doch die Fohlen, Onkel. Wir haben keine auf Finkenschlag und sie sind so niedlich."

„Fohlen? War das ein Wink des Himmels?"

„Meinetwegen, Quälgeist," sagte Kaden und strich ihm über das blonde Haar. „Kommen Sie mit, Sohr, es lohnt sich."

In einem Stall standen in zwei Boxen zwei Stuten mit ihren Kindern und in einer größeren Box zwei Halbjährige. Es waren Prachttiere und gepflegt waren sie wie Menschen. Kaden hatte recht: sie sich anzusehen, lohnte sich.

„Vollblüter," frug Sohr.

„Die beiden — ja. Die anderen beiden sind Halbblut."

„Verkäuflich?"

„Eins von jedem."

„Hm. — — Teuer?"

„Warum fragen Sie?"

„Interessiert mich. Ich hätte ein Lüstchen."

Kaden lachte. „Für einen Vogelbauer sind die Biester zu groß."

„Hinzelmann hat einen Stall an seinem Häuschen, der steht leer."

„Und fressen wollen die Tiere auch."

„Herrenloses Futter wächst an allen Feldwegen und Wegrainen. Und jede Woche hat einen Sonntag. Außerdem ist auch an Wochentagen um 8 Uhr Feierabend."

Kaden stelzte auf der Stallgasse mit langen Schritten auf und ab. Plötzlich blieb er vor Sohr stehen.

„Wieviel haben Sie Geld?"

„Vorläufig ist das nicht der Rede wert."

„Ihr Geschmack?"

„Der da."

„Och," machte Claus, „der ist häßlich. Der hat so lange Beine wie Onkel."

„Eben darum, mein Junge, er wird auch so schnell vorwärts kommen."

„Sie verstehen den Kram," sagte Kaden.

„'n bißchen," erwiderte Sohr, dann gingen sie nach dem Hofe zurück.

Die Finkenschlager mußten heim.

Als sie aufgesessen waren, streckte ihnen Kaden die Hand hinauf. „Grüß' deine Mutter," sagte er zu Claus und zu Sohr: „Das Fohlen können Sie Sonntag abholen, einen Zentner Hafer geb' ich für's erste mit."

„Und der Preis?"

„Sohr wird sich nichts schenken lassen wollen, also wird er's durch Treue dreifach gutmachen müssen."

„Herr Kaden!"

Der winkte ab. „Schluß! Abfahren! Gute Nacht." Und ging ins Haus.

Und wie fuhr Sohr nach Finkenschlag zurück? —

Schritt, behutsam, mit großen und nachdenklichen Augen und in stiller Feierlichkeit. Wie ein Mensch ins Glück fährt.

4.

Seit Sohr ein Pferd besaß, war Kriegszustand auf Finkenschlag. Es konnte ihm niemand diese Akquisition verzeihen, bis auf Clausimann, der sich freute, Hannjörg Hinzelmann, der strahlte und Mamsell Kerst, die leuchtende Augen hatte. Hofmeister Voigt aber, der einst große Versprechungen gemacht hatte, spuckte allen voran Gift und Galle. Parteilos hielt sich nur Frau Carla Kaden.

Ein Herr und hundert Pferde — Donnerwetter! Aber ein Knecht und e i n Pferd — Unverschämtheit! Darüber konnte man den Verstand verlieren.

„Sie neiden dir's," klagte Hinzelmann, als er mittags mit Sohr für ein Viertelstündchen unterm Nußbaum saß.

„Laß sie", tröstete Sohr, „das wußte ich. Was neiden sie nicht?"

„Das Unglück! Es ist eine schlechte Gesellschaft. Wenn einer höher will, sägen sie die Sprossen an."

„Das ist überall so, Hannjörg."

„So schlimm nicht wie hier. Auch die Steinauer sind helle Wut."

„Was veranlaßte die?"

„Das Fohlen sollte im Ort bleiben. Der Bürgermeister wollte es für seinen Sohn haben, der Vorstand vom Reitverein ist."

„Nun ist es hier und ganz bestimmt in keinen schlechten Händen. Pfleg' mir's nur gut, Hannjörg, in der Zeit, während der ich nicht drüben sein kann. Es muß mein Glück machen. Du kommst nicht zu kurz dabei."

Das hätte er nicht bitten brauchen. Der Alte, der kinderlos und Witwer war und all seine Zuneigung auf Sohr übertragen hatte, hätte auch einen schiefgetretenen Filzpantoffel mit seinem Leben verteidigt, wenn er ihm anvertraut gewesen wäre, geschweige denn erst ein Fohlen, an dem sein und Sohrs Herz hing.

„Wir haben es noch nicht mal getauft", sagte Sohr. „Wie soll es heißen, Hannjörg?"

„Lotte", platzte der heraus.

„Mensch — ein Hengst und Lotte!"

„Warum denn nicht, das ist doch ganz egal."

„Nu' nee, mein Lieber! Wenn du nun Gretchen hießest oder — Camelia, was dann?"

„Da wäre auch nichts weiter dabei. Wie denkst du denn, daß es heißen soll?"

„Finkenschlag."

„Das ist doch kein Pferdename."

„Warum nicht? — Feuerzauber, Nachtigall, König, Mydas, Pallenberg, das sind alles Namen von Rennpferden. Eines heißt sogar Kontrahent."

Das wollte nicht in Hannjörgs vorsintflutliches Gehirn. Er schüttelte einmal übers andere den Kopf. Feuerzauber, Nachtigall — Pferdenamen! Das war doch zu komisch. — Wie das klang: König Mydas beißt, Pallenberg bockt, die

Nachtigall schmeißt. — Lotte schmeißt. das klang entschieden auch nicht besser, für Hannjörg aber glaubhafter. Lotte hatte seine Frau geheißen.

„Warum lächelst du denn so vergnügt vor dich hin,“ fragte ihn Sohr.

„Ich dachte nur daran, wie das wär, wenn eine Nachtigall schmeißt und ein König bockt.“

„Alter Spaßvogel! Und eine Lotte schmeißt nicht?“

„Doch, doch! Meine tat's. Ich hab' schon daran gedacht. Und deshalb ist Lotte richtiger wie Nachtigall und Feuerzeug.“

„Zauber, nicht -zeug. Übrigens soll mein Gaul weder schmeißen, noch beißen, noch soll er irgendeine andere Untugend haben.“

„Ein Mustergaul also und soll wohl auch ein Rennpferd werden?“

„Er soll Geld bringen! Wie — das ist gleich. Nur aufpassen, Hannjörg, aufpassen, daß kein Fremdes herankommt und nichts passiert.“

Am Abend prangte über der Krippe in Hannjörgs Stall eine kleine Tafel mit dem Namen „Finkenschlag“.

Also hieß er doch nun so. Und Hannjörg gab sich zufrieden. Gerufen wurde der Gaul aber „Finkfink“.

Der Gaul gedieh, die Zeit verstrich und die Gemüter beruhigten sich. Was hätte es auch genützt, weiter zu schimpfen und über das Schaukelpferdchen zu spotten, das ihm nach ihrer Meinung der Großsteinauer Kaden für teueres Geld angedreht hatte. Der Kerl, der Sohr, machte nun mal, was er wollte. So klug waren sie aber doch in Finkenschlag und Steinau, anzunehmen, daß er das Fohlen sich nicht zum Vergnügen hielt. Was aber wollte er damit, was hatte er vor? Wollte er sich hier ankaufen? Und wenn, dann von was? Er war ja bettelnd in Finkenschlag eingezogen. Und außerdem gab er kein Geld aus, mußte also keines haben. Er war ja noch nie in einer Kneipe gewesen. Den Gaul hatte er zweifellos auf Pump. Der Nußknacker saß, wenn er nicht arbeitete, immer unterm Nußbaum und träumte Rittergüter oder schrieb lange Epistel in ein schwarzes Heft. Jeden Montag schickte er einen Brief fort. Kein Mensch wußte an wen, niemand hatte eine Ahnung, was er schrieb. Das war überhaupt noch nicht dagewesen, daß man in Finkenschlag und Großsteinau von einem Menschen nur soviel wußte, wie er hieß und was er war. Das hatten sogar Kannenner John und Hannchristel Hoßfeld bestätigt, die eigentlich Johann Heinrich und Johann Christian hießen, auf welche Namen schon seit siebzig Jahren niemand mehr getauft worden war, weder in Finkenschlag noch in Steinau. Und da kam dieser fremde Kerl in den Ort geschneit und tat weder Kix noch Kax. Die Kränk — das heißt Krankheit — sollte er kriegen, dieser großschnobblige Kerl, der entweder ein ganz Kluger war oder ein — —

Nein, das sagten sie nicht laut. Wenn sie an diese Stelle kamen, schwiegen sie.

Der Kerl war imstande, einen an den Hammelbeinen zu kriegen, aber man pirschte sich an den Hofmeister heran, der mußte doch im Bilde sein.

Der aber wußte ebensowenig wie andere und ging — da er noch neugieriger war wie die anderen — an Hannjörg, als den nach seiner Meinung einzig Unterrichteten.

Und Hannjörg wiederum tat das einzig Richtige, was getan werden konnte: er machte ein dummes Gesicht. Das verursachte ihm unter gewöhnlichen Umständen schon keine besondere Mühe, da er sie sich in diesem besonderen Falle aber besonders redlich gab, war es auch besonders gut geraten. Es ersetzte drei heilige Eide, so überzeugend wirkte es.

Voigt trat während der Unterredung mit Hannjörg von einem Bein auf das andere. Das war bei ihm immer ein Zeichen von Erregtsein und Unbehagen. Er glaubte nicht an Hinzelmanns Unkenntnis und suchte dem Alten das Gedächtnis zu stärken.

„Das merkt Euch, Freundchen“, hub er drohend an und fuchtelte mit der Rechten vor Hannjörgs schnupftabakgebräunter Nase, „wenn ich irgendwie herausbekomme, daß Ihr mich beschwindelt, dann seid Ihr die längste Zeit auf Finkenschlag gewesen. Ihr könnt dann sehen, wo Ihr auf Eure alten Tage noch anderswo unterkriecht.“

„Das weiß ich. Sie haben es ja immer gut mit mir gemeint.“

„Wie Ihr es verdientet, alter Schnüffler.“

„Ich dachte Ihnen einen Gefallen zu tun, wenn ich nicht immer geradeaus, sondern auch mal um die Ecke guckte.“

„Dabei habt Ihr jedenfalls das Schielen gelernt!“

„Nee, Herr Hofmeister, das ist ein Geburtsfehler.“

Mit dem Alten war nichts anzufangen und Voigt wurde dringlich. Drohung lag in seiner Stimme, als er fragte: „Ihr wißt also nicht, wer dieser Sohr ist und woher er kommt?“

„Der Leibhaftige soll mich reiten, wenn ich's weiß.“

„Das tut er so wie so. Nein, Freundchen, aber Euer Schaukelpferd soll elend zugrunde gehen, wenn Ihr mich belügt.“

„Das soll es“, sagte Hinzelmann sehr ernst, und Voigt wußte, daß der Alte nicht log.

„Und was er hier vorhat, wißt Ihr auch nicht?“

Da kam Hannjörg plötzlich ein Gedanke, ein veritabler, vom Himmel gefallener Gedanke. Er zögerte aber, bevor er ihn aussprach.

Voigt fuhr ihn ungeduldig an. „Wißt Ihr's oder wißt Ihr's nicht?“

„Ich weiß es.“

„Aha! Na — und was will der Kerl hier?“

„Heiraten will er. — Er sagt, das sei das beste Geschäft. Schneller könne man nicht reich werden.“

„Wer will heiraten?“ frug da eine Stimme zwischen Tür und Angel.

Die beiden fuhren herum. Vor ihnen stand die Mamsell, der Hannjörg listig lächelnd zuzwinkerte.

„Denken Sie sich — Sohr will heiraten“, sagte Voigt.

„Glauben Sie das?“ frug Fräulein Kerst.

„Wenn es sein Busenfreund sagt, wird es schon stimmen. Dem Kerl traue ich alle Schlechtigkeit zu.“

„Ist denn Heiraten eine Schlechtigkeit, Herr Hofmeister?“

„Mit der Absicht, reich zu werden, wohl doch.“

„Wenn Liebe dabei ist — auch?“

„Ja, wenn — wenn! Der wird sich groß um Liebe scheren, Mamsell. Der nimmt jede eines warmen Nestes wegen.“

„Woher wissen Sie das?“

„Er sieht so aus“, gab er zur Antwort und wendete sich dann fragend wieder an Hinzelmann. „Wie heißt das Frauenzimmer, das er heiraten will?“

„Das weiß ich nicht, darüber schweigt er.“

„Der Duckmäuser.“

„Sie würden's auch nicht ausklingeln lassen.“

„Halt's Maul und schert Euch an die Arbeit.“

„Hätt' ich längst schon getan, wenn Sie mich nicht aufgehalten hätten.“ Damit humpelte Hannjörg zur Tür hinaus.

„Sie machen ein recht betrübtes Gesicht, Hofmeisterlein“, neckte Fräulein Kerst, aber Voigt wehrte ärgerlich ab: „Ich wüßte nicht.“

„Nun, dann will ich sagen: ein nachdenkliches Gesicht. Es ist Ihnen wohl nicht sehr recht, eine Hochzeit mitzumachen? Ich will's ihm sagen, wenn Sie nicht mögen.“

„Mamsell, Sie sind recht aufgeräumt.“

„Soll ich nicht bei so erfreulichen Nachrichten. Ich kann nur raten: sind Sie es auch, Herr Hofmeister und tun Sie es dem Sohr nach.“

„Wenn man nur klug würde aus Ihnen.“

„Ich bin geradezu langweilig unkompliziert.“

„Also geht Ihnen die Nachricht gar nicht nahe?“

„Wie sollte sie das, Herr Hofmeister!“

„Er hat Ihnen wohl von seinen Plänen gesprochen?“

„Mir? Wann denn?“

„Sie sitzen oft mit ihm auf der Nußbaumbank.“

Da schnippte Mamsell Kerst dem dicken Hofmeister mit dem Zeigefinger an die Nase und lachte ihm ins Gesicht.

„Muß ich nicht, mein lieber Herr Hofmeister, wo Sie dazu leider nie Zeit haben.“

Draußen war sie und ließ Herrn Alois Voigt in seiner Pein allein.

Heiraten wollte der Sohr, einheiraten, ein Gut oder eine Landwirtschaft erheiraten. Das sah ihm ähnlich. — Aber wen sollte er heiraten? Eine Heimische oder eine Fremde? Wer kam hier für ihn in Betracht? Wen kannte er? — Und Voigt ging die Finkenschlager Damen durch. Endlich blieb er an zweien hängen. Die eine war Frau Carla verwitwete Kaden, die andere Fräulein Grete Kerst. Die erste würde er sich wohl verkneifen müssen. Herrin und Knecht, das war zu grotesk, aber Knecht und Mamsell, das war oft schon vorgekommen.

Hoi, hoi — hier hieß es die Augen offen halten. Die Grete konnte zugreifen, war ein forsches Mädel, stellte was vor und hatte einen Vater, der in Westpreußen ein ansehnliches Anwesen besaß. Und dann hatte sie noch einen wesentlichen und nicht zu verachtenden Vorzug: sie war die einzige Tochter dieses Vaters. Bei ihr war also die Möglichkeit gegeben, ein Gut ehelich angetraut zu bekommen.

Aber mußte man sie Sohr denn kampflos überlassen? Man war doch auch ein Mann und stellte was vor und war erst Mitte Dreißig und hatte von heim noch ein paar Tausender zu erwarten und konnte eine vermögende Frau ebenso nötig gebrauchen wie jeder andere.

Voigt war vollkommen mit sich im Klaren, als er den Hof betrat, nach dem Herrenhaus ging und sich bei Frau Kaden melden ließ.

Er schien nicht sehr gelegen zu kommen. Frau Kaden saß am Schreibtisch, das Wirtschaftsbuch vor sich und hatte Unmutsfalten auf der weißen Stirn.

„Was bringen Sie?" fragte sie über die Schulter hin.

„Ich war am Sonntag in Berlin. Meyerstein hat ein paar schwere Pferde stehen, die wir gut gebrauchen könnten."

„Ich habe kein Geld. Vielleicht, wenn wir gedroschen haben!"

„Meyerstein würde gegen unser drittes Gespann tauschen."

„Drittes Gespann — das sind die Sohrschen Pferde?"

„Jawohl!"

„Ich finde, er hat sie gut instand und sie tun ihre Arbeit."

„Schon richtig, gnädige Frau, aber zu leicht, viel zu leicht! In einem Jahre hat er sie kaputt gearbeitet. Er schont die Tiere zu wenig."

„Dann müssen Sie anders disponieren, Herr Hofmeister. Mein Schwager behauptet, Sohr führe vorsichtig und zweckmäßig."

„Mag sein, wenn er unter Kontrolle fährt. Sich selbst überlassen, ist er weniger gewissenhaft."

„Haben Sie ihn zur Rede gestellt?"

„Wiederholt."

„Na und?"

„Sie kennen ihn ja, Frau Kaden, er weiß alles besser."

„Gut, dann werde ich ihn mir vornehmen."

Voigt war zufrieden. Er hatte dem anderen ohne besondere Mühe einen Stein in den Weg legen können und weiter wollte er vorläufig nichts. Immer bei Gelegenheit, nur nicht hastig und auffällig! Nach und nach würde das Maß schon voll werden.

Er schlug die Hacken zusammen und frug: „Haben gnädige Frau noch etwas zu besprechen?"

Das hatte sie. Sie lehnte sich im Sessel zurück und sah zum Fenster hinaus. Daß sie die peinliche Angelegenheit nicht anders zu ordnen vermochte! Zu unangenehm!

„Ich erwarte immer noch Bescheid auf meine kürzlich getane Frage, nach dem, was in diesen Tagen verkauft werden kann."

„Ja, Frau Kaden, ich kann da leider keine erfreuliche Antwort geben. Zwei Schweine und die güste Kalbe, das ist alles."

„Und das bringt?"

„Fünf- bis sechshundert Mark."

„Am Ultimo sind zweitausend fällig, die müssen beglichen werden."

„Dann bleibt nichts anderes übrig, als den Schlag Weizen am Halm zu verkaufen."

„Das ist das letzte, was ein Bauer tut. Gibt es keinen anderen Weg?"

„Keinen, Frau Kaden. Ich wüßte wenigstens keine andere Möglichkeit."

„Mir ist das „vom-Acker-weg-verkaufen" so unsympathisch wie nur denkbar."

„Es ist ein Notbehelf und ganz bestimmt der einzige."

Mit finsterem Gesicht sagt Frau Kaden: „Dann veranlassen Sie das Weitere."

„Ich werde sofort telephonieren."

(Fortsetzung folgt.)

Es liegt in der Luft . . . .

Berliner Bilder von **Paul Bergenhagen.**

Die ersten Kartoffeln, so sagt mein Freund Schipinski, die ersten Kartoffeln kamen im Jahre Siebzehnhundertsiebenunddreißig nach Deutschland. Wie die Zeit vergeht!

Inzwischen hat Berlin Fortschritte gemacht. Einst war es noch das bekannte Pfahlbaudorf in der Mark; das Rauchen auf der Straße war bei Todesstrafe verboten, und jeder Briefträger hatte das ius primae noctis. Davon kann heute keine Rede mehr sein. Wir haben jeden Tag einen neuen Klamauk, immer ist bei uns was los . . . Als Feinstes gelten jetzt die Windhundrennen, sie sind sehr ulkig und spannend. Denn hinter einem Hasen rennen sie her, die Windhunde, rund ein Dutzend, hinter einem elektrischen Hasen . . . Alles, was Glanz und Namen hat in Berlin, alles ist abends dort auf ein Stündchen und nachher bei Kempinsky versammelt. „Es liegt in der Luft" heißt die neue lustige Revue von Marcellus Schiffer. Immer knockout, im Rhythmus des Jazz, die Zeiten sind ulkig genug.

Aber es wird auch gearbeitet hier, ernsthaft und zielsicher, in dieser größten und schönsten Weltstadt. Die Hauptanziehungskraft bietet gegenwärtig die Ausstellung „Die Ernährung", die einige Monate lang geöffnet sein wird. Sehr geschickt und planvoll ist dort alles geordnet und ausgestellt. Der „durchsichtige Mensch" ist eine einzigartige Sammlung; die Abteilungen „Landwirtschaft", „Institut für Gärungsgewerbe", „Geschichte der Ernährung", die Gruppe „Mutter und Kind" sind täglich von vielen Tausenden umlagert. Dazu die „Halle der Hausfrau" mit ihren kleinen und großen Ratschlägen für die Ernährung, mit allem, was zu Essen und Trinken gehört. Auch der größte Hotel- und Gasthausbetrieb Mitteleuropas, die Mitropa, ist dort vertreten; sie zeigt die Originalküche eines Speisewagens. Es wird für den Laien immer ein Rätsel bleiben, wie es möglich ist, aus diesem kleinen Raum alle die Dinge zu zaubern, die heute für die leibliche Bequemlichkeit des Reisenden nun einmal nötig sind. Wenn man bedenkt, daß aus einer dieser Küchen von kaum fünf Quadratmetern Bodenfläche im Verlaufe einer Fahrt rund vierhundert Personen mit Speise und Trank versorgt werden, so kann man diese Küche mit Recht ein Musterbeispiel rationeller Raumausnutzung nennen und hierin das Problem der Kleinküche für glänzend gelöst halten. Interessant ist auch, daß die Speisewagen der Mitropa zusammen im Monat sechs Millionen Kilometer durchfahren, also hundertundfünfzig Mal um den Äquator. Jeden Tag sind rund vierzigtausend Menschen bei ihr zu Gaste, jede Nacht schlafen dreitausend in ihren Betten, jeden Monat verbraucht die Mitropa rund hundertzwanzigtausend Pfund Fleisch, zwölftausend Pfund Kaffee, siebzehntausend Liter Milch, eine halbe Million Eier . . . das sind Zahlen, die selbst das größte amerikanische Hotel nicht aufzuweisen hat.

Auch lustige Dinge sind in der Ausstellung zu sehen, Kuriositäten aus allen Zeiten. Die Stadt Berlin zeigt in acht großen Räumen bildhaft und interessant die Lebensmittelversorgung der Reichshauptstadt, die Markthallen, die Vieh- und Schlachthöfe, die Milchversorgung; alles dies in riesigen Ausmaßen und Millionenziffern. Tempo der Arbeit, Tempo dieser Zeit.

Nun hat Berlin ein neues Zeichen seiner Schönheit und Größe offenbart: das ist der Flughafen auf dem Tempelhofer Feld. Groß und klar liegt das Gelände, umkränzt von der Silhouette der Stadt, aber immer voll Unruhe, voller Bewegung; denn dieser Riesenplatz dient ja nicht mehr den heute komisch anmutenden Experimenten einer werdenden Luftschiffahrt, dieses Tempelhofer Feld wurde mittlerweile der erste große internationale Bahnhof der Luft-Hansa. Wie aus der Eisenbahn die Züge zu bestimmten Zeiten abfahren und ankommen, so ist es auch hier: ein ständiges Schwirren in der Luft, landen und aufsteigen. Jeden Tag ist der Platz um das Restaurant herum voller Menschen, Passagiere und Zuschauer. Fröhlich spielt die Musik, bunt flattern die Wimpel aller Nationen im Winde, dumpf huhlt die Sirene, dazwischen tönt das Megaphon: „Einsteigen nach Malmö!" Tücherwinken und lustige Abschiedsworte, zarter Glanz in den Augen: „Achtung!" — und schon hebt sich das Flugzeug silbern in den blauen Horizont, als ob es auf Schienen liefe. In fünf Stunden in Paris, in acht Stunden in London, in vier Stunden in Wien, in fünfzehn Stunden in Konstantinopel. Dies ist, und mögen die Pessimisten meckern, doch ein Sprung über Jahrtausende der Entwicklung. Und von diesem Sprung, von dieser rapiden Entwicklung wird die im Oktober in Berlin stattfindende große internationale Luftfahrtausstellung, die „ILA Berlin 1928" im umfangreichsten Maße Zeugnis geben.

Es hat keinen Sinn, gegen Berlin zu polemisieren. Und wenn erst gar Literaten polemisieren . . . Berlin, so sagt Carl Sternheim, Berlin ist der Wasserkopf Europas. Da kann man nichts machen. Denn er ist eine Autorität, ein auf Eis gekühlter geistvoller Spötter. Er gilt in eingeweihten Kreisen schon längst als der deutsche Shawskopf.

Wie Schornsteinfegermeister Putzer zu seiner Frau kam.

Heitere Skizze von **Emil Felden.**

Schornsteinfegermeister Putzer knüllte wütend die Zeitung zusammen und warf sie in die Ecke. „Eine Million Frauen mehr als Männer", hatte er darin gelesen. Was nützte es ihm? Er bekam trotzdem keine Frau. Obwohl er ein ansehnlicher Mann war, der den Mädchen wohl gefallen konnte. Aber: „Pfui", sagten sie, sowie sie seinen Beruf erkundet hatten. „Wenn der einen küssen würde . . .", hörte er eine der andern zuraunen, worauf beide kicherten. Als ob es keine Seife gäbe! Putzer begann seinen Beruf zu hassen. Obwohl der seinen Mann ausgezeichnet ernährte . . . Wo mußte morgen gefegt werden? „Klempnermeister Blech, ganz früh", stand im Merkbuche. Richtig, in einigen Tagen feierten Blechs silberne Hochzeit. Da mußte der Schornstein ziehen.

Bei Blechs kam an demselben Abend Fräulein Hede, Frau Blechs Nichte, an, um in den Festtagen auszuhelfen. Das ältere „junge Mädchen" hatte ja Zeit, war rundlich

und nett, hatte zwar dünne Fältchen wie feine Spinngewebe in den Augenwinkeln sitzen, aber ein frisches Gesicht mit pfiffigen Äugelein. Womöglich fiel bei dieser Gelegenheit ein Mann für sie ab . . .

„Ja, Hede, du mußt diesmal auf dem Boden schlafen, es läßt sich nicht anders einrichten", sagte Frau Blech zu ihr, „aber es ist nicht schlimm. Wir haben das Bett hinter eine spanische Wand gerückt. Du fürchtest dich doch nicht?"

„Nee, mich stiehlt keiner", antworte Hede. Es klang wie Bedauern . . . Hinter der spanischen Wand fiel sie sogleich in tiefen Schlaf.

Am nächsten Tage kletterte Putzer im Morgengrauen auf Blechs Dach, fegte den Schornstein, schaffte im Keller den Ruß fort und stieg abermals auf den Boden, um sein Leiterchen zu holen. Es war mittlerweile ganz hell geworden. Was stand denn da? Eine spanische Wand. Und — horch . . . dahinter ruhige Atenzüge. Hm . . .! Putzer witterte etwas Nettes. Er lehnte sein Leiterchen an den Querbalken. Rutschte es nicht ab? Nein, es hielt; wie abgepaßt. Behutsam stieg er hinauf, lugte über die spanische Wand hinüber. Ei, das feine Kind! Es schlief da so unschuldig. Einfach reizend, nicht satt sehen konnte sich Putzer . . . Aber was war das? Schritte auf der Treppe. Dumm! Flink herunter von der Leiter. Malermeister Strich tauchte auf, wollte seine Farbentöpfe vom Boden holen, um unten mit seiner Arbeit zu beginnen.

„Ach du bist es", zischte ihn Putzer unfreundlich an.

„Hast du mich erschreckt, Schwarzer! Wie der Leibhaftige siehst du aus", dröhnte Strich in tiefem Baß, schwieg aber erschrocken, als ihm Putzer, den Zeigefinger auf die Lippen legend, Stille gebot. „Weißt du, wer hier schläft?" flüsterte der Schornsteinfeger, indem er mit dem Daumen nach der spanischen Wand wies.

„Unsinn, sie schlafen alle unten", brummte Strich.

Statt einer Antwort winkte Putzer dem Maler, ihm zu folgen. Kletterte flink das Leiterchen bis zur höchsten Sprosse hinauf und schaute verzückt auf die Schläferin herab. Nun wurde Strich neugierig, erstieg ebenfalls die Leiter, eräugte ein kleines Stück der schlafenden Jungfrau, kletterte eine Sprosse höher, reckte den Hals zu fabelhafter Länge über die spanische Wand hinüber . . . und da . . . jählings rutschte das Leiterchen ab, flink sprang Strich herunter, aber Putzer, der sich vergeblich am Balken fest zu klammern suchte, flog im Bogen durch die Luft, um im nächsten Augenblick auf schneeweißem Deckbett neben der schönen Maid zu liegen, die mit markerschütterndem Kreischen in die Höhe fuhr. Sowie sie den zappelnden Schwarzen, dessen Augen vor Entsetzen schrecklich rollten, an ihrer Seite erblickte, schoß sie aus dem Bett und raste, laut schreiend, hinter dem flüchtenden Strich her die Bodentreppe hinab. Ihr folgte Putzer, rufend und allerhand Entschuldigungen stammelnd.

Tante Blech war vom Lärm über ihr aufgewacht, aus dem Bette gesprungen und vor die Schlafzimmertür geeilt. An ihr vorüber schoß der Maler. In ihre Arme flog Hede und schrie: „Hilfe, der Teufel!" Putzer versuchte eine Beruhigungsrede zu stammeln. Aber Tante schnaubte ihn böse an: „Gehen Sie, Sie! Sehen Sie nicht, wie sie sich vor Ihnen fürchtet?"

Da schlich Putzer beschämt von dannen. Unten stand der Maler und hielt sich den Bauch vor Lachen. „Du hast die Leiter geschoben. Wart', ich tränk es dir ein", drohte ihm der wütende Putzer. Das arme Mädchen ging ihm nicht aus dem Kopfe. Das süße Ding, wie hatte es sich erschreckt! Da half nichts, er mußte sich entschuldigen. Er wußte, was sich schickte. Unangenehme Sache zwar, aber es mußte sein. So zog er am Nachmittag seinen besten Anzug an und begab sich, vor Sauberkeit strahlend, zu Blechs, entschuldigte sich, indem er eine nicht ganz wahre Darstellung des „unglücklichen Zufalls" gab, blickte Hede, die er noch schöner als am Morgen fand, mit verliebten Augen an und sagte ihr allerhand angenehme Dinge. Und sie — sie war keine Holzpuppe, nein. „Wissen Sie, wenn Sie so, wie Sie jetzt sind, heruntergekommen wären, dann wäre ich gewiß nicht so erschrocken", tröstete sie ihn schließlich mit verführerisch-lockendem Lächeln. Da faßte er Mut und lud sie — zur Sühne! — zu einem „kleinen Ausgang" nach dem Abendbrot ein. Ein feiner Mensch sei er, wirklich, schwärmte Hede am nächsten Tage der Tante vor. war es zu verwunderlich, daß Putzer zur silbernen Hochzeit eingeladen wurde und daß am Abend des Festtages seine Verlobung mit Fräulein Hede bekanntgegeben ward? — „Ich bin wirklich nicht schuld daran", beteuerte Maler Strich, als er Putzer beglückwünschte. Aber der glaubte ihm nicht, sondern drückte ihm als dem Begründer seines Glückes dankbar die Hand.



Bunte Chronik



*** Die Kosten der ewigen Jugend.** Jung und schön zu sein und es auch im vorgerückten Alter zu bleiben, ist gewiß der Traum vieler Evastöchter, und es werden beträchtliche Anstrengungen aufgewendet und oft die schmerzlichsten Opfer gebracht, um dieses heißersehnte Ziel zu erreichen. Eine der bekanntesten Schönheiten von Paris, die Schauspielerin Lucy Descartes, hat kürzlich in einem Pariser Damenklub vor geladenen Gästen — größtenteils Amerikanerinnen — einen Vortrag über das Thema gehalten, wie man jung und schön bleibt. Sie ist die berufene Rednerin über diese Frage, denn sie macht kein Geheimnis daraus, daß sie die 60 überschritten hat, während man ihr nach ihrem Aussehen kaum 25 zu geben geneigt ist. „Allerdings", so führte Mme. Descartes aus, „sind die Kosten der ewigen Jugend nicht gering — ich meine hier nicht die Geldkosten, obgleich auch diese nicht unbeträchtlich sind, sondern den Aufwand von Energie und Entsagung, den man dazu aufbringen muß. Wenn man jung und schön bleiben will, so muß man alles, was man tut und läßt, unter den Gesichtspunkt stellen, ob es die Schönheit nicht beeinträchtigt, und seine größten Liebhabereien muß man diesem Ziele unterordnen." Dementsprechend ist der Tag und die Lebensweise der berühmten Bühnenkünstlerin auf das genaueste eingeteilt. Sie schläft des Morgens ziemlich lange, aber nicht länger als bis 9 oder 10 Uhr, denn zu langes Schlafen macht die Züge schlaff. Zum ersten Frühstück genießt sie Hühnerbrühe und Obst, und zwar abwechselnd Birnen, Pflaumen und Weintrauben — andere Obstarten sind verpönt, weil sie den Teint beeinträchtigen. Es folgen die Morgengymnastik, die Massage und die übrige Schönheitspflege, die insgesamt mehrere Stunden in Anspruch nehmen. Zum Gabelfrühstück nimmt die Künstlerin einige Austern oder Fisch, Salat, grünes Gemüse und Milch, zum Schluß eine Tasse schwarzen Kaffee. Eis genießt sie nie, weil das den Wohlklang der Stimme beeinträchtigt; ebenso ist Rotwein verpönt, weil er der Haut schadet. Allenfalls sind leichter Weißwein und Sekt erlaubt. Brot und Wasser kommen nie auf den Tisch, da beides nur aufschwemmt. Zur Hauptmahlzeit gibt es dann gebratenes Rindfleisch, Reis und Salat sowie frische Früchte oder eine leichte Süßspeise. Doch darf man, so sagt diese Heldin der Schönheitspflege, sich niemals satt essen, um die schlanke Linie zu behalten. Als einzige Sportart erkennt die Künstlerin Spazierengehen und Schwimmen in der geschlossenen Schwimmhalle an; alles andere verdirbt die Haut und vergröbert die Formen, namentlich der Hände und Füße. Alles dies aber, so schließt sie ihre Ausführungen, wird wirkungslos bleiben, sei es auch noch so treulich befolgt, wenn man nicht gleichzeitig die drei seelischen Hauptgesetze innehält, nämlich sich niemals zu ärgern, immer ein freundliches Gesicht zu machen und sich niemals zu beeilen! Unzweifelhaft also sind die Kosten der „ewigen" Jugend und Schönheit beträchtlich, und es wird wohl nicht viele geben, die diese Bedingungen erfüllen können und — wollen!

*

*** Den Spieß umgedreht.** Kürzlich hatte in der Nähe von Chicago ein gewisser Tony Straber das Unglück, bei der Kreuzung einer Eisenbahnlinie mit seinem Kraftwagen vom Zuge erfaßt zu werden. Wer die Schuld an dem Zusammenstoß trug, ließ sich nicht feststellen, da die amerikanischen Bahnübergänge in den seltensten Fällen durch Schranken gesichert sind. Der Wagen wurde bei dem Unfall vollkommen zertrümmert, sein Besitzer kam wie durch ein Wunder mit dem Leben und ohne nennenswerte Verletzungen davon. Straber überlegte noch, wie hoch er den gegen die Eisenbahngesellschaft zu erhebenden Schadenersatzanspruch für das in Stücke gefahrene Automobil beziffern sollte, als er von der Gesellschaft folgendes Schreiben erhielt: „Einliegend behändigen wir Ihnen unsere Rechnung über 29,18 Dollar für die von Ihnen unserer Lokomotive Nr. 6038 zugefügten Beschädigungen." Der ehemalige Autobesitzer war von dieser Unverfrorenheit dermaßen überrascht, daß er in der ersten Verblüffung die Rechnung beinahe bezahlt hätte. Er besann sich aber noch rechtzeitig und ließ es auf einen Prozeß ankommen, auf dessen Ausgang man wirklich gespannt sein darf. Sollte die Eisenbahngesellschaft mit ihrem Anspruch durchdringen, so eröffnen sich für die armen Autofahrer in den Vereinigten Staaten recht trüber Aussichten.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.